

Architektur und Städtebau in der DDR

Stimmen und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten

Herausgegeben von Arnold Bartetzky,
Nicolas Karpf und Greta Paulsen

Grundlagen

DOM
publishers

6	Mündliche Überlieferung als historische Quelle zum Planen und Bauen in der DDR. Vorgeschichte und Idee dieses Buches Arnold Bartetzky	152	Leipzig hatte den Anschluss verpasst Frieder Hofmann im Gespräch mit Nicole Krosch
11	Von der Gesprächsaufzeichnung zum kommentierten und illustrierten Text. Entstehung und editorische Grundlagen der Publikation Nicolas Karpf, Greta Paulsen	170	Man konnte außen gar nicht so viel neu bauen, wie innen kaputt ging Wolfgang Hocqué im Gespräch mit Paula Penelope Steiner
14	Die Grundfrage lautete: Architekt für wen? Bruno Filler im Gespräch mit Nicolas Karpf	190	In der DDR machte man keine Karriere – man hatte einen Arbeitsplatz Winfried Szegoleit im Gespräch mit Anna Magdalena Paul
42	Eigentlich waren es ja immer Zufälle Wolfgang Kil im Gespräch mit Anthony Kaes	208	Die Alternative wäre gewesen, sich von dem starren Baukastensystem zu lösen Angela Wandelt im Gespräch mit Anna Reindl und Bruna Limoli Silva
64	Spielraum genutzt und erweitert Dietmar Fischer im Gespräch mit Arnold Bartetzky	228	Das Rostocker Geheimnis war, dass wir uns als Architektenschaft einig waren Michael Bräuer im Gespräch mit Jewgenia Barnert
90	Leipzig wäre im Jahr 2000 eine Ruinenstadt gewesen Johannes Schulze im Gespräch mit Vera Bornkessel und Greta Paulsen	246	Jeder war bemüht, mit etwas zu glänzen, das über das Mittelmaß hinausgeht Wulf Brandstädter im Gespräch mit Lars Loebner
112	Die Stadt brach uns unter dem Hintern weg Marta Doehler-Behzadi im Gespräch mit Irina Becker und Christina Würtenberger	263	Dank
130	Plötzlich konnte man etwas bewirken Heike Scheller im Gespräch mit Bruna Limoli Silva und Anna Reindl	264	Register
		271	Abbildungsnachweis

Bruno Flierl

Die Grundfrage lautete: Architekt für wen?

Bruno Flierl, 1986



Biografische Angaben

1927	in Bunzlau (Schlesien) geboren
1948–1951	Studium an der Hochschule für Bildende Künste (heute Universität der Künste) in Berlin-Charlottenburg (West-Berlin)
1952–1961	Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Theorie und Geschichte der Baukunst an der Deutschen Bauakademie in Ost-Berlin
1953	Externes Studium an der Hochschule für Architektur (heute Bauhaus-Universität) Weimar
1962–1964	Chefredakteur der Zeitschrift <i>Deutsche Architektur</i>
1965–1979	Gruppenleiter der Abteilung Theorie und Geschichte am Institut für Städtebau und Architektur der Deutschen Bauakademie (ab 1973 Bauakademie der DDR) in Ost-Berlin
1972	Promotion an der Deutschen Bauakademie in Ost-Berlin
1974–1979	Gastdozent an der Humboldt-Universität zu Berlin
1975–1982	Vorsitzender der Zentralen Arbeitsgruppe Architektur und Bildende Kunst des Bundes der Architekten der DDR und des Verbandes Bildender Künstler der DDR
1978	Habilitation an der Humboldt-Universität zu Berlin
1980–1984	Dozent der Sektion Ästhetik und Kunstwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin
seit 1984	Freiberuflicher Wissenschaftler

Publikationen von Bruno Flierl (Auswahl)

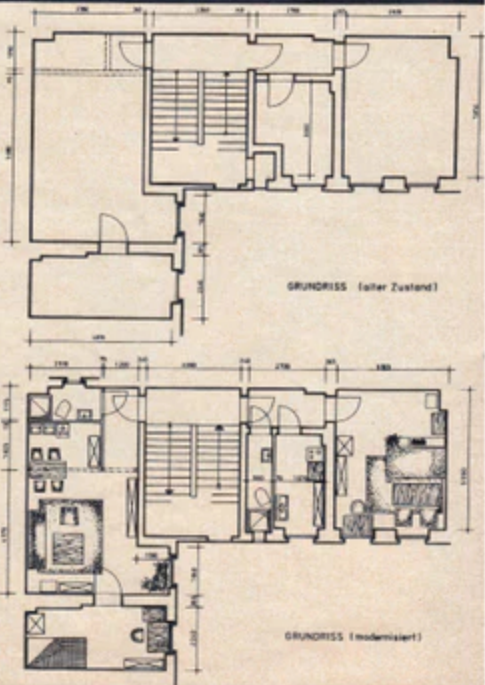
- Flierl, Bruno: *Architektur und Kunst. Fundus-Bücherei* 91/92. Dresden 1984.
- Flierl, Bruno: *Berlin baut um – Wessen Stadt wird die Stadt?* Berlin 1998.
- Flierl, Bruno: *Gebaute DDR. Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. Kritische Reflexionen 1990–1997.* Berlin 1998.
- Flierl, Bruno: *Schloss – Palast der Republik – Humboldt-Forum. Mitte Spreinsel in Berlin – ein Ort historischer Brüche.* Berlin 2009.
- Flierl, Bruno: *Berlin – Die neue Mitte. Texte zur Stadtentwicklung seit 1990.* Berlin 2010.
- Flierl, Bruno: *Selbstbehauptung. Leben in drei Gesellschaften.* Berlin 2015.
- Flierl, Bruno: *Architekturtheorie und Architekturkritik. Texte aus sechs Jahrzehnten.* Berlin 2017.
- Flierl, Bruno: *Kritisch denken für Architektur und Gesellschaft. Arbeitsbiografie und Werkdokumentation 1948–2017.* Erweiterte Neuauflage. Erkner 2017. (REGIO doc – Dokumentenreihe des Instituts für Regionalentwicklung und Strukturplanung 4).
- Flierl, Bruno: *Haus. Stadt. Mensch. Über Architektur und Gesellschaft. Gespräche mit Frank Schumann.* Berlin 2019.

Publikationen über Bruno Flierl

- Hain, Simone: Flierl, Bruno. In: *Wer war wer in der DDR?* Bd. 1. A–L. 5. Auflage. Berlin 2010, S. 333.
- Steglich, Ulrike: „Eine gewisse Fremdheit ist geblieben.“ Dem Architekturtheoretiker Bruno Flierl zum 80. Geburtstag. In: *scheinschlag* 17/1 (2007), S. 9.
- WBM Wohnungsbau-Gesellschaft Berlin-Mitte mbH: Bruno Flierl. In: <https://www.jeder-qm-dz.de/ueber-die-platte/plattenbau-experten/bruno-flierl/> (10.03.2021).
- Zajonz, Michael: Der Stadttheoretiker. Ein Kämpfer für die DDR-Moderne wird 80: Universität der Künste würdigt Bruno Flierl. *Der Tagesspiegel*, 02.02.2007. In: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/der-stadttheoretiker/805988.html> (10.03.2021).

GROSSE INITIATIVEN
EINES
KLEINEN JUGENDKOLLEKTIVS
ZUR
**METAMORPHOSE
EINES
HINTERHAUSES**

Inzwischen entdeckte im Frühjahr 73 ein Mitarbeiter ausserhalb aber bestehendes Hinterhaus. Da er um die Wohnungsorgane seiner Kollegen wusste, brachte er es ins Gespräch. Die FDJ-Gruppe des Bereichs, Forschung und Projektierung des WKB packte die Sache beim Schopf, und so kam es bereits während der Vorbereitung der Wettbewerbs zu Verhandlungen mit der KVV Prenzlauer Berg. Die Verhandlungen liefen schliesslich darauf hinaus, dass die KVV dieses unbewohnten Gebäude mitten im Herzen des dichtbesiedelten Arbeiterwohnerviertels zum Ausbau freigelegt. Obwohl das Jugendkollektiv, das sich inzwischen zu einem FDJ-Bereich zusammengeschlossen hatte, aus der „Brenne“ ist, war es ein Experiment, alles (natürlich aus Unterstützung des WKB und der KVV) in eigener Regie umzusetzen. Das Experiment gelang. Alle haben insgesamt mit dem Baugeschehen befreundet zu sein, aber ein Haus hatte nach niemandem ausgefallen. Statt der Erfahrungen gab es eine Menge Ideen, und zunächst ging auch alles wie am Schnitzbrett. Die Umgründung, von der gemeinen Gruppe selbst „nach Maß“ vorgenommen, brachte eine für alle Beteiligten befriedigende Lösung. Aus vielen Behinderungen schrittweise Provenienz können Wohnungen werden. Die Hälfte davon heisst mit sogenannten Berliner Zimmern, ein kleiner grosser Raum mit schmaler Kaminar ohne Küche und Eingangsbereich, der durch sehr schlechte Lichtverhältnisse eine Art Hahnencharakter besitzt. Torleiste eine halbe Treppe höher. Die andere Hälfte bestand aus je einem Zimmer mit Küche wie gleichbedeutender Beschaffenheit. Was dabei herauskam, kann sich sehen lassen: sechs Wohnungen mit Dusche und WC in Neubauqualität (siehe eine und zwei Grundrissezeichnungen). Die Endgeschlossenen, von keinem Schornstein zu besetzen, wurden umkonzipiert zu gemeinschaftlicher Nutzung, die man einer Kleinfamilie, wie sie um Zelle in besserer Anlage



Bericht über das Wohnprojekt Marienburger Straße in Berlin in der Zeitschrift Wohnen, Grundrissentwurf Wolfgang Kil, 1974

Wolfgang Kil in seiner offenen Küche in der Marienburger Straße, abgedruckt in der Zeitschrift Wohnen, 1974



Zwar gab es das Interesse, die Wohnungen wieder zu belegen, doch sehr oft einfach nicht die Kapazitäten, sie saniert zu überreichen. Wenn also jemand anbot, die Wohnung selbst zu sanieren, konnte er die Schlüssel kriegen und anfangen – eine Win-win-Situation. Unser Stützpunkt lag auf der anderen Straßenseite, das bedeutete kurze Wege. Dort bekamen wir alles, was wir benötigten, und wenn wir etwas Besonderes brauchten, beispielsweise eine spezielle Farbe, dann war sie eine Woche später auf Lager. Die KVV bezahlt alles, wir mussten nur die Arbeit machen.

ANTHONY KAES Wie verhielt es sich mit sanitären Einrichtungen, Öfen und so weiter?

Hier konnten wir nicht auf eigene Faust agieren. Für solche Fälle stellte die KVV sogenannte Bauberater, meist ältere Bauleiter, die schon zu gebrechlich für die richtigen Baustellen waren. Die kümmerten sich um die Organisation der Instandsetzung: Ein Schornsteinfeger kam und schloss unsere Öfen an. Eine Fachfirma installierte unsere Duschen, eine andere unsere Fenster.

ANTHONY KAES Wahrscheinlich auch das Dach ...

Das Dach war in Ordnung. Das war Teil der Ausgangslage. Bis auf Treppen und Fenster fand die Sanierung nur im Inneren statt. Fassaden wurde nicht angerührt.

ANTHONY KAES In Berlin herrschte also Wohnungsnot, aber die Infrastruktur und der Zustand der vorhandenen Wohnungen ermöglichen individuelle Sanierungen. In Leipzig hingegen schien es weder Unterstützung zu geben, noch befanden sich die Wohnungen in einem beherrschbaren oder renovierungsfähigen Zustand. Wie bewerten Sie diesen Unterschied?

Meines Wissens war die Berliner Praxis in der ganzen DDR üblich, auch die Hifestellung durch die KVV. Nur war nicht in allen Städten der Run auf leeren Wohnraum so massiv wie in Prenzlauer Berg. Aus meinem Jahrgang kenne ich niemanden in Berlin, der in eine fertige Wohnung gezogen wäre. Zumindest wenn sie frisch vom Studium kamen, haben alle erst mal ihre Bleiben ausgebaut. Zu Leipzig kann ich nur wenig sagen. Ich kann mir aber vorstellen, dass der zunehmende Verfall in den achtziger Jahren dort eine Rolle spielte. Auch in Berlin haben sich ja die Besetzungen in dieser Zeit verändert, wie man den Lebenserinnerungen der Punks



Dietmar Fischer vor Foto des Stadtmodells, um 1988, Foto Martin Jehnichen

Die Stadtarchitekten kannten sich alle. Es gab Kongresse, Schulungen und Tagungen. Außerdem haben wir Exkursionen veranstaltet und uns gegenseitig besucht. In dem kleinen Land kannte man sich.

ARNOLD BARTETZKY Wir werden noch einen damaligen Kollegen von Ihnen befragen, nämlich den einstigen Stadtarchitekten von Rostock, Michael Bräuer²⁸, der uns vor Ort in Empfang nehmen und durch die Stadt führen wird. Frage aus der Reihe: War Rostock etwas Besonderes?

Rostock war etwas ganz Besonderes. Dort hat man wirklich die bestaussehenden Plattenbauten errichtet. Dafür, so sagte man zumindest, seien die Wohnungen in der Regel etwas kleiner als in Leipzig.

ARNOLD BARTETZKY Kann man darin eine unterschiedliche Prioritätensetzung erkennen? Hat man in Leipzig auf eine bessere Wohnraumversorgung für die Bevölkerung Wert gelegt und in Rostock eher auf die Stadtgestalt? Entsprechend dem Motto: Wir bauen verträglich an der Stadt weiter und nehmen dafür in Kauf, dass die Leute noch etwas enger wohnen?

Naja, wir bauen verträglich an der Stadt weiter ... Wir reden doch jetzt, dachte ich, über die Qualität und das Erscheinungsbild von Neubaugebieten außerhalb der Stadt und nicht über das Fünfgiebelhaus²⁷. Ich vergleiche gerade Grünau mit den Rostocker Neubaugebieten²⁸ [vgl. Abb. S. 233–242]. Da sieht Rostock schon abwechslungsreicher aus. Da haben wir uns die Nase platt gedrückt.



Entwicklungskonzeption für das Leipziger Stadtzentrum, Titelblatt, 1987

ANNA MAGDALENA PAUL Ich habe eine praktische Frage: Wie stand es eigentlich um Materialien? Sie haben bereits angesprochen, dass es noch keine Computer gab. Wie sehr hat Sie das denn in Ihrer Arbeit eingeschränkt? Gab es im Westen Material, das in der DDR nicht vorhanden oder knapp war?

Also, Computer gab es im Westen genauso wenig wie hier. Die gab es einfach noch nicht. Erst um 1990 ging es damit so richtig los. Im Westen saß man genauso am Reißbrett wie hier. Meine älteren Kollegen sind noch die ganze Zeit mit einem weißen Architektenkittel durch die Gegend gerannt, weil man sich am Reißbrett mit dem Bleistift beschmutzt hat. Was man im Westen hatte, waren Bauaufgaben, hinter denen konkrete Bauherren standen. Hier im Osten war das viel anonym, das Verhältnis zwischen dem Bauherrn und dem Architekten, wie wir es heute kennen, gab es so eigentlich



Prämierter Beitrag des Kollektivs der Bauakademie der DDR zum Ideenwettbewerb für das Leipziger Stadtzentrum, Titelblatt von Architektur der DDR, Heft 3, 1990

gar nicht. Als Architekt suchten sich die meisten eine Nische. Für mich war das die Stadtplanung. Das ist eigentlich der entscheidende Unterschied. Und natürlich das Problem der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit: In der DDR war man nicht in der Lage, ausreichend Arbeitskräfte für den Bausektor freizusetzen.

ARNOLD BARTETZKY Die berühmten fehlenden Baukapazitäten.

Genau. Das war eigentlich das Beengende. Man hatte zwar einen Beruf erlernt, konnte als Architekt aber gar nicht machen, was man wollte: Häuser bauen. Die Möglichkeit bestand erst nach der Wende.

ARNOLD BARTETZKY Sie hatten, als Chefarchitekt von Leipzig, allerdings durchaus die Gelegenheit, sich einige

Marta Doehler-Behzadi

Die Stadt brach uns unter dem Hintern weg

Marta Doehler-Behzadi (links) gemeinsam mit Iris Reuther im Neuen Rathaus, 1990. Foto Jürgen Hohmuth



Biografische Angaben

- 1957 in Berlin geboren
1975–1980 Studium an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar
1980–1984 Forschungstudium an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar
1986 Promotion an der Hochschule für Architektur und Bauwesen in Weimar
1984–1991 Mitarbeiterin im Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig
1990 Mitarbeiterin an der Bauakademie Berlin
seit 1992 freie Stadtplanerin in Leipzig
1992–2009 Gründerin und Inhaberin des Büros für urbane Projekte Leipzig zusammen mit Iris Reuther
2007–2014 Leiterin des Referats Baukultur und Städtebaulicher Denkmalschutz im Bundesbauministerium
seit 2014 Geschäftsführerin der Internationalen Bauausstellung (IBA) Thüringen

Publikationen von Marta Doehler-Behzadi (Auswahl)

- Löber, Jürgen/Fischer, Dietmar/Doehler, Martina: Die weitere Gestaltung des Leipziger Stadtzentrums. In: *Architektur der DDR* 37/9 (1988), S. 16–18.
Doehler, Marta/Reuther, Iris/Hohmuth, Jürgen/Ude, Albert: Leipzig Manuskrifte. In: *Die Stadt als Gabentisch. Beobachtungen der aktuellen Städtebauentwicklung*. Hg. v. Hans G. Helms. Leipzig 1992, S. 344–369.
Doehler, Marta/Rink, Dieter: Stadtentwicklung in Leipzig. Zwischen Verfall und Deindustrialisierung. Sanierung und tertiären Großprojekten. In: *Stadtentwicklung in Ostdeutschland. Soziale und räumliche Tendenzen*. Hg. v. Hartmut Häußermann und Rainer Neef. Opladen 1996, S. 263–286.
Doehler, Marta/Usbeck, Hartmut: Eine zerrissene Stadt? In: *Stadtbauwelt* 12 (1996), S. 690–694.
Doehler, Marta/Kunz, Wolfgang: Bericht zur Stadtentwicklung Leipzig. Hg. v. Stadtplanungsamt Leipzig. Leipzig 1998.
Doehler, Marta: Freie Räume, leere Räume. Der öffentliche Raum im städtischen Strukturwandel. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 1/2 (2003), S. 51–54.
Plus Minus Leipzig 2030. Stadt in Transformation. Hg. v. Marta Doehler-Behzadi und Engelbert Lütke-Daldrup. Wuppertal 2004.
Grünau – Fotolesebuch. Fotografien von Harald Kirschner. Hg. v. Marta Doehler-Behzadi und Maya Kristin Schönfelder. Leipzig 2006.
Doehler-Behzadi, Marta: Wie die IBA Thüringen Stadtland beschreibt. In: *ARCH+* 228 (2017), S. 12–17.
Doehler-Behzadi, Marta: Internationale Bauausstellung. Ausnahmezustand auf Zeit. In: *Komplement und Verstärker*. Hg. v. Isabel Maria Finkenberger, Eva-Maria Baumeister und Christian Koch. Berlin 2019, S. 80–94.



Leipzig, Freigehaus in der Katharinenstraße 11, vor der Sanierung, um 1980



Leipzig, Freigehaus in der Katharinenstraße 11, nach der Sanierung, 1986, Foto Wolfgang Kluge

ARNOLD BARTETZKY *Marta Doehler-Behzadi sagte im Gespräch mit uns sinngemäß, man habe in der DDR wunderbar über alles reden können, doch das Wenigste sei tatsächlich umsetzbar gewesen. Das haben Sie nicht unbedingt so empfunden?*

Natürlich war vieles Gerede und vieles für die Schublade. Die Entwicklungskonzeption wäre sicherlich für die Schublade gewesen, wenn die DDR weiter bestanden hätte. Zum Glück konnten wir es nach der Wende wieder aufgreifen. Trotzdem gab es eben vereinzelte Highlights gelungener Sanierungen, wie beispielsweise das Freigehaus²⁸ in der Katharinenstraße. Als sich der Geburtstag von Johann Sebastian Bach näherte, ist das Bosehaus²⁹ am Thomaskirchhof gemacht worden, wo heute das Bach-Museum ist. Ob wirklich alle 20 Häuser aus dem Programm saniert

worden wären, das kann ich nicht sagen, aber ich hatte kein grundsätzliches Misstrauen der Sache gegenüber. Ich habe gedacht, wenn Berlin irgendwann einmal fertig sein sollte, passiert vielleicht hier etwas. Deswegen haben wir weiter an dem Programm gearbeitet.

ARNOLD BARTETZKY *Sie zeigen uns jetzt eine Akte aus dem Büro des Chefarchitekten der Stadt Leipzig mit dem Titel Leipziger Stadtzentrum: Städtebauliche Grundkonzeption zum Abbruch und Wiederaufbau, Ritterstraße 7, der Strohsack³⁰.*

Am Beispiel der Ritterstraße kann ich gut unsere Vorgehensweise erklären. So wie hier würde eine Grundkonzeption möglicherweise heute auch aussehen: Standort, Zielstellung, Bestandsanalyse, Hochbaukonzeption, die ganze



Leipzig, Sanierungsprojekt Bosehaus am Thomaskirchhof, VEB Denkmalpflege Leipzig, 1984

verkehrliche Erschließung, die gesamte Infrastruktur und eine genaue Baubeschreibung. Man hatte sogar noch Zeit, Perspektiven zu zeichnen, zum Beispiel für die Bestandsaufnahme der historischen Gebäude. Es lief also alles nicht so rasant ab wie heute, denn wir haben damals per Hand gezeichnet, Computer gab es nicht. Für die Ritterstraße 7, ein Gebäude aus dem 17. bis 18. Jahrhundert, dessen Fassade größtenteils nicht mehr zu halten war, war kein Neubau in Plattenbauweise geplant. Dieser Teil hätte gemauert werden müssen, und so steht er heute auch da. Wir mussten auch die ganze Stadttechnik miteinbeziehen und, ähnlich wie beim Bebauungsplan heute, Stellungnahmen einholen: von der Polizei, von den Wasserwerken, von der Wohnungswirtschaft.



Leipzig, Bosehaus nach der Sanierung, 1984

ARNOLD BARTETZKY *Aber heißt das, dass diese Bau-maßnahmen schon konkret geplant war, oder war es ein Gedankenspiel?*

Es war ein Gedankenspiel, eine Vorplanung, aber diese Gedankenspiele waren nicht ganz unrealistisch. Auf Basis der Grundkonzeptionen ist gebaut worden. Wir im Büro des Chefarchitekten erstellen die Grundkonzeption und übergaben sie dann zur technologischen Weiterplanung an das Baukombinat Leipzig. Nehmen Sie einen Plattenbau als Beispiel, die Nikolaistraße 31³¹, ein Gebäude, das heute unter Denkmalschutz steht. Diesem Bau ging ebenfalls eine Grundkonzeption voraus. Oder das Areal des abgerissenen Deutrichs Hof³². Basierend auf einer Diplomarbeit wurde hier ein Experimentalbauvorhaben angesetzt und eine Grundkonzeption entwickelt. Ich glaube, hier hätte das Baukombinat Leipzig



Leipzig, Universitäts-Gästehaus in der Ritterstraße 12, 2015, Foto Frieder Hofmann

Das heißt, bestimmte Fertigteile und Gestaltungselemente, die für Berlin entwickelt und nach Berlin geliefert worden sind, wurden an Leipziger Neubauten wiederverwendet. Auch die achtgeschossigen Wohnhäuser, die in der Frankfurter Allee in Berlin stehen, sollten mit einem anderen Outfit, aber mit den gleichen Grundrissen in der Leipziger Prager Straße wiederverwendet werden.

Unser nächster Schritt war eine individuelle Planung mit Fertigteilen, aus der Bauten wie die Ritterstraße 12³¹ und die Nikolaistraße 31³² hervorgingen. Das sind Objekte, die später in der Volksbaukonferenz³⁴ heftig kritisiert worden sind: »Wie könnt ihr euch erlauben, mit dem Plattenbau in die Innenstadt zu gehen?« Es wurde von der »Vergrünauerung«³⁵ der Leipziger Innenstadt gesprochen. Heute, 30 Jahre später, halte ich das nicht mehr für so problematisch. Die Nikolaistraße 31 fügt sich in das Gesamtbild

der Nikolaistraße ein. Man muss sogar darauf aufmerksam machen, dass es ein Plattenbau ist. Aber damals war es natürlich a) ein Streitpunkt und b) ein großer Schritt nach vorn. Individuelles Planen mit Fertigteilen hat es Anfang der achtziger Jahre in Leipzig nur in Ausnahmefällen und für ganz bestimmte Auftraggeber gegeben. Wenn Sie den Flughafen Leipzig/Halle besuchen, werden Sie neben dem Terminal einen alten Tower sehen, der aus Wohnungsbauplatten zusammengesetzt worden ist – auch eine individuelle Planung. Damals war es natürlich ein anderer Auftraggeber. Interflug³⁶ kam mit der Bitte, und man konnte einen solchen Auftraggeber nicht ablehnen. Dann hat also der Kombinatdirektor innerhalb seines Unternehmens die Weichen gestellt, dass so ein Projekt – für mich heute ein recht lustiges Objekt – zustande kam.



Leipzig, Wohnhaus in der Nikolaistraße 31, 2021, Foto Arnold Bartetzky



Leipzig/Halle, Flughafen, ehemaliger Tower der Interflug, 2017, Foto Frieder Hofmann

Solche aus der Not geborenen »Sonderlösungen« gab es immer wieder. Mehrmals durfte ich miterleben, wie bestimmte Bauaufträge am Bierisch vergeben wurden. Auch die Rostocker Architektur ist zu einem Teil auf diesem Wege entstanden. Rostock ist ja bekannt für seine sehr schönen Klinkerfassaden, zum Beispiel am Fünfgiebelhaus³⁷ in der Rostocker Innenstadt. Die waren natürlich nicht alle mit dem Wirtschaftsplan vereinbar. Um sie doch zu realisieren, wurde dann ein Lkw mit Räucherfisch und Schnaps oder Ähnliches gegen Klinker getauscht. Solche Situationen gab es, und die Rostocker spielten diese Instrumente sehr gut.

ARNOLD BARTETZKY Sie haben zum einen hervorgehoben, dass Greifswald bei der Stadtsanierung eine Art Pionierfunktion hatte, und zum anderen, dass sich Baukombinat und Stadtplanung dort gut verstanden haben – dass es eine Kultur des Miteinander-Redens und Aufeinander-Zugehens gab. Beides war in Leipzig anders: In Leipzig hatte man, als Sie hierherkamen, keine Erfahrung mit innerstädtischem Bauen und Stadtsanierung und, wenn ich Sie richtig verstanden habe, war das Verhältnis zwischen Stadtplanung der Stadt und dem Baukombinat ein schlechtes. Hat man Sie so ein bisschen als Heilsbringer nach Leipzig geholt? Also als jemanden, der erstens diese Erfahrungen in Greifswald mit dem mehr oder weniger denkmalverträglichen innerstädtischen Bauen sammeln konnte und der zweitens eine andere Form der Zusammenarbeit kennengelernt hatte? Daran knüpft sich die Frage: Wer hat Sie denn nach Leipzig geholt? Sie haben vorher erwähnt, es wurde eine Stelle für Sie geschaffen. Wie ging das?

Also, ich muss dazu sagen, dass das damals für mich nicht so durchschaubar war. Sie müssen sich vorstellen: Als ich nach Leipzig kam, war ich 32 Jahre alt, und 1985 bin ich Chefarchitekt des Baukombinats geworden. Ich war der jüngste Chefarchitekt eines DDR-Baukombinats. Das heißt, ich hatte zwar eine fachliche Kompetenz und praktische Erfahrung, aber kaum Erfahrung in Menschenführung. Zumal ich in Greifswald in einem recht kleinen Team gearbeitet hatte. Dabei war das vielleicht ein großer Vorteil – ein familiäres Verhältnis, wo man sich gegenseitig klar und deutlich die Meinung sagt, sich aber auch gegenseitig lobt. Wenn man als junger Absolvent in so eine Mannschaft hineinkommt, hat das schon etwas für sich. Hätte ich nach dem Studium sofort im Baukombinat Leipzig angefangen, wäre ich vielleicht untergegangen. Das hing auch mit den Persönlichkeiten



Leipzig, Höfe der Barockhäuser Katharinenstraße 19–23, um 1987, Foto Ralf Lenk

PAULA PENELOPE STEINER Also haben Sie von Beginn an nichts vom Plattenbau gehalten?

Zuerst kamen die Bedenken, weil der falsche Ansatz gewählt worden war: außen bauen und innen verfällt alles. Als man mit dem Wohnungsbauprogramm begann, sah die Innenstadt aus, als sei der Krieg noch gar nicht zu Ende: Überall waren Kriegsbrachen auf dem Stadtgrundriss zu sehen. Vor der Thomaskirche²⁹ war ein großer Parkplatz, später eine Grünfläche als Interimgestaltung, der Sachsenplatz²⁸ war bis 1969 noch unbebaut und es gab unzählige Baulücken, so dass die Stadt wirklich unansehnlich war – auf Specks Hof²⁷ war beispielsweise nur ein Notsdach drauf. Man hätte sich eigentlich zunächst um das Stadtzentrum und um die gründerzeitlichen Vororte kümmern müssen. Dort befanden sich schließlich fantastische Wohnungen. Die Leute waren mutlos, weil die Häuser über ihnen zusammenbrachen,

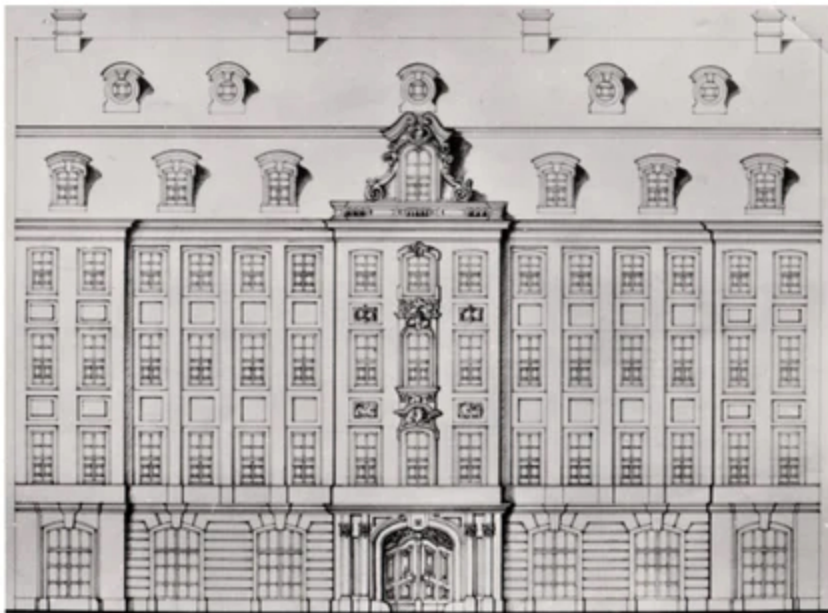
während die Plattenbauten warmes Wasser und Fernheizung hatten.

Dann begann 1976 der Bau in Grünau. Die Häuser sind dort hingestellt worden, und die Leute wateten jahrelang durch Schlammwüsten, weil die Freianlagen noch nicht fertig waren. Dass das alles Betonwüsten werden würden, dass da keine wirklich gute Qualität entstehen würde, war von Anfang an ersichtlich. In der Endzeit war für mich klar: Mit jeder Neubauwohnung, die am Stadtrand entsteht, gehen die gewachsenen Städte – nicht nur Leipzig – noch mehr kaputt. Der Verfall potenzierte sich. Man konnte außen gar nicht so viel neu bauen, wie innen kaputt ging. Man hatte, glaube ich, 1990 auf etwa 550.000 Einwohner etwa 30.000 Wohnungssuchende. Es war extrem: vermutlich die größte Wohnungsnot, die es in der Geschichte der Stadt überhaupt gab.

ARNOLD BARTETZKY Was hätten Sie denn damals gesagt, was man eigentlich machen soll, in den damaligen Denkbahnen des sozialistischen Systems? Dass irgendwann Kapitalismus, Marktwirtschaft, Investoren kommen, konnten Sie ja damals nicht ahnen. Was hätten Sie geantwortet, wenn man Sie 1987/88 gefragt hätte: Wie kriegt man es wieder hin?

Die Lösung wusste niemand. Man hätte sich so weit reingeritten, dass man nicht mehr rauskam. Noch vor Honecker hat ein Freund von mir in Berlin-Karlshorst Ökonomie studiert. Unter Ulbricht entwickelten sie dort die Idee für ein neues ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft. Klingt sehr geschwollen, aber die Idee war, marktwirtschaftliche Elemente einzuführen. Das wäre eine Art chinesische Methode gewesen – natürlich unter anderen Bedingungen. Honecker hat diese Idee im Keim ertickt. Ob sie funktioniert hätte, weiß kein Mensch. 1988/89 war die DDR pleite, völlig pleite. In jeder Beziehung: moralisch, materiell, finanziell. Ich hätte nicht sagen können, wie das Problem zu lösen ist.

ANNA MAGDALENA PAUL Ich wollte eine ähnliche Frage zu Ihrer Meinung über die Plattenbauten, die Sie gerade vorgetragen haben, stellen. Inwiefern hatten Sie denn in Ihrem Beruf die Möglichkeit, so etwas zu äußern? Wie haben Sie sich gefühlt als Bauender oder Mitwirkender in der Stadtplanung, als Sie gesehen haben, dass die Plattenbauten so hochgezogen wurden?



Leipzig, Denkmalpflegerische Vorgabe für die Sanierung des barocken Wohn- und Geschäftshauses Altes Kloster, Zeichnung von Roland Keil, VEB Denkmalpflege, um 1985

Die Situation war ziemlich ambivalent. Die Plattenbauten an den Stadträndern waren ja nicht nur schlecht. Es gibt auch ganz vernünftige Gebiete, zum Beispiel Schönfeld³⁰. Die Plattenbaugebiete hätte man verbessern und aufwerten können. Hätte man sich mehr ums Grüne und um Urbanität bemüht, hätte man dort schön wohnen können. Aber für die Altstädte war die Bauweise natürlich schwierig. Altstädte wie Görlitz waren kurz vorm Zusammenbruch, weil man keine Handwerker mehr hatte. Wo sollten jetzt auf einmal die Handwerker herkommen? Hinzu kam, dass die Arbeitsproduktivität in der DDR immer geringer wurde, weil viele keine Lust mehr hatten, sich richtig zu engagieren. Wir hatten viel zu wenig Arbeitskräfte im Bauwesen. Man hätte den privaten

Sektor wieder öffnen müssen. Aber ob das funktioniert hätte, kann ich nicht sagen. Die DDR war auf allen Gebieten am Ende. Selbst wenn es jetzt auf einmal 150 Handwerksbetriebe gegeben hätte, hätten die überhaupt kein Baumaterial gehabt. Ich erinnere mich: Zur Volksbaukonferenz war der Bauminister, Gerhard Baumgärtel³¹, nach Leipzig gekommen. Er hatte seine Generaldirektoren mitgebracht – zur Veranstaltung unserer kleinen Bürgerinitiative –, und in seinem Vortrag sagte er dann, die in Berlin hätten es jetzt verstanden, also kriegen wir ...

ARNOLD BARTETZKY ... 500 Klospülungen oder dergleichen ...

Interview mit Winfried Sziegoleit

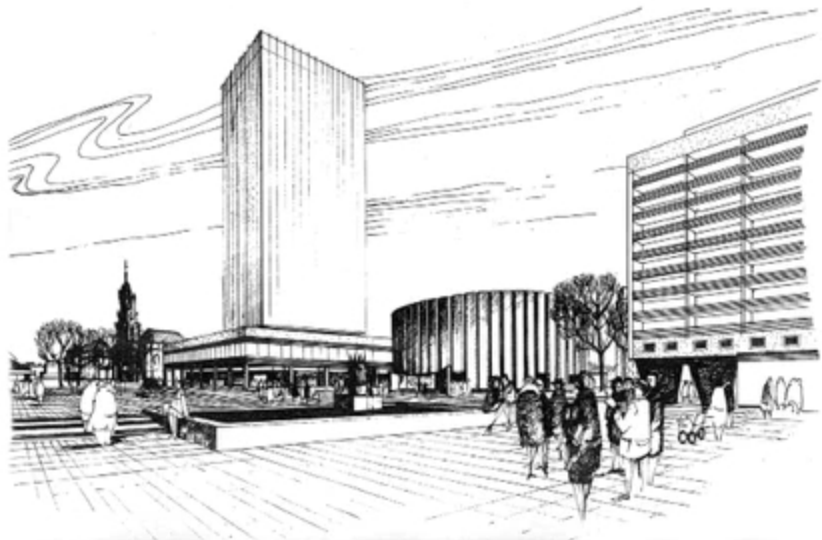
GESPRÄCHSFÜHRUNG ANNA MAGDALENA PAUL
DATUM 08.01.2018
ORT UNIVERSITÄT LEIPZIG, INSTITUT FÜR
KUNSTGESCHICHTE

ANNA PAUL Herzlich willkommen, Herr Sziegoleit, und vielen Dank, dass Sie sich zu einem Gespräch bereit erklärt haben. Beginnen möchte ich mit einer Frage zu Ihrem Studium: Worüber haben Sie an der TU Dresden Ihre Diplomarbeit geschrieben und welche Rolle spielten die Lehrenden Rolf Göpfert¹ und Fritz Schaarschmidt² in Ihren ersten Karrierejahren?

«Karriere» ist so ein Begriff. In der DDR machte man keine Karriere, da hatte man vielmehr einen Arbeitsplatz. Aber ich werde trotzdem versuchen, auf die Frage einzugehen. Ich habe an der Technischen Universität Dresden studiert und trug mich nach dem Vordiplom für die Fachrichtung Industriebau bei Professor Schaarschmidt ein, weil er für mich eine akzeptable Persönlichkeit gewesen ist. Schaarschmidt war ein Mann, der ruhig seiner Arbeit nachging und sich durch einen hohen Bildungsstand auszeichnete. Ich entschied mich aber nicht seinetwegen für den Studiengang, sondern weil die anderen Studiengänge mir nicht kräftig genug in die Richtung des Industriebaus gingen. Hinzu kam, dass die Universität im Industriebau die wenigsten Studenten hatte.

Bei Schaarschmidt habe ich diplomiert. Mein Diplom war mit viel Stress verbunden, denn ich hatte einen Kupferschiefer-Bergbau zu entwerfen. Das Bergwerk lag im Harzer Vorland, in Allstedt. Ich war deshalb in der Vertiefungsrichtung Industriebau gelandet, weil dies mir zum einen als die solideste Ausbildung erschien und mir zum anderen die Art und Weise, wie dort gehandelt wurde, gefiel. Zudem waren die Ansprüche hoch. Das war nicht in allen Studiengängen in der DDR so. Im Industriebau allerdings konnte man durchfallen. Das machte das Studium interessant, denn man arbeitete zielstrebig. Die Diplomarbeit schrieb ich, unter anderem aufgrund gewisser Vorkenntnisse, im Bergwerksbau. Ich hatte auf diesem Gebiet bereits einen Entwurf gemacht.

Der Lehrstuhl Industriebau bekam von der DDR-Regierung oft Aufgaben aus der Praxis zugewiesen. Diese Aufgaben wurden besonders vergeben, wenn der Staat Probleme hatte oder es zu einem Thema noch keinen ausreichenden Wissensvorsprung gab. In solchen Fällen wurde der Industriebau-Lehrstuhl bemüht. Ähnlich war es auch im Fall meiner Diplomarbeit mit dem Kupferschiefer-Bergwerk. Es hatte zunächst einmal eine recht komplizierte topografische Situation. Ich sollte alles Oberirdische darstellen, nicht aber den Bergwerkstrakt, der sich unter der Erde befand. Zunächst musste ich mir die komplizierte Situation – mit den Straßen, der Eisenbahn und dem Gelände – vernünftig erschließen,



Dresden, Ansicht des Rundfunkhauses in der Prager Straße, Kollektiv Sziegoleit Fasold, Zeichnung Winfried Sziegoleit, um 1966

um anschließend die Übertageanlagen zu planen. Das war vor allen Dingen im Hinblick auf die Unterbringung der ungefähr 3.600 Mitarbeiter schwierig, die vernünftig versorgt werden sollten. Ich musste also ein Erschließungskonzept entwickeln und einen Entwurf mit besonderem Blick auf die sozialen Anlagen, auf die in der DDR der allerhöchste Wert gelegt wurde, anfertigen. Diese Schwerpunktsetzung auf das Soziale ist kaum noch vergleichbar mit den derzeitigen Verhältnissen. Außerdem bedurfte es einer Untersuchung der Waschkäuen. Das hatte ich nicht erwartet. Es ging darum, die Käuen zu planen, in denen die Arbeits- und Straßenkleidung gereinigt wurde. Das war baulich sehr aufwendig, weil die Gebäude dafür sehr hoch sein müssen und ein hohes Volumen brauchen. Das war bezüglich der Flächeninanspruchnahme nicht ohne.

Das Kupferschiefer-Bergwerk stellte eine Besonderheit dar, und ein solches Projekt war am Lehrstuhl in Dresden zuvor

nicht aufgetreten. Der Arbeitsaufwand war für eine Person kaum zu schaffen, und so wurde mein Abgabetermin für die Diplomarbeit zweimal um mehrere Monate verlängert, ohne dass ich etwas sagen musste. Die Diplomarbeit nahm aber dennoch Gestalt an und ist durch großen persönlichen Einsatz meinerseits vollendet worden. Die Arbeit an dem Projekt war eine lohnende Erfahrung für mich, auch wenn das Bergwerk nie gebaut worden ist.

Nach dem Diplom arbeitete ich in einem Entwurfsinstitut bei Professor Göpfert an der Technischen Universität Dresden. Ich war dort hineingeraten, weil Göpfert, als ich das Diplom machte, den Auftrag bekam, den Sitz des Ministeriums für Bauwesen in Berlin zu planen. Die Kapazitäten des Instituts reichten damals nicht aus, weshalb extra eine Gruppe zur Planung des Ministeriums für Bauwesen gegründet wurde. Es entstand eine eigene Abteilung, und ich erhielt eine Stelle.

ARNOLD BARTETZKY **Man versuchte es umgekehrt: Die Städte sollten den Plattenbaukombinaten angepasst werden.**

Genau. In der Kolonnadenstraße²² sind Häuser abgerissen worden, nur damit diese blöden Platten da hineinpassten. Als Kind bin ich mit meiner Mutter und meiner Großmutter auf diesem Weg in die Stadt gelaufen und habe deshalb ganz viele Erinnerungen an diese Gegend. Natürlich wurden dort viele Lücken geschlossen, aber erst musste man größere schaffen, damit die Plattenbauten dort Platz fanden. Selbst Henselmann²³ sagte einmal: »Wir haben eine Klaviatur entwickelt und nie gelernt, sie zu spielen.« Das wäre seine Aufgabe gewesen. Das sagte er damals in Weimar zu uns Studenten, kurz vor 1980. Er hatte schon ein bisschen Alters- und Narrenfreiheit, aber genau das war sein Thema: Man konnte damit nicht spielen. Man konnte aus einem kleineren Fenster ein größeres machen – aber auch das war schon schwierig – oder die Platten blau, rot oder grün anmalen, aber eine wirkliche Anpassung war nicht möglich. Deswegen sind die Häuser dort so, wie sie sind.

ARNOLD BARTETZKY **»Archidekoratur«²⁴. Wir erinnern uns an den Begriff von Bruno Flierl²⁵, mit dem wir darüber auch gesprochen haben.**

Leider Gottes gab es nach der Wende noch Schlimmeres. Das muss man wirklich sagen. Trotzdem sind mir die Platten auch im Nachhinein nicht ans Herz gewachsen.

ANNA REINDL **Was wären denn die Alternativen gewesen?**

Die Alternative wäre gewesen, sich von dem starren Baukastensystem zu lösen. Wir haben damals tagelang über dieses Thema diskutiert. Man hätte einfach auf kleinere Einheiten gehen müssen. Das war allerdings nicht mehr möglich. Die Plattenbaukombinate existierten, haben produziert und was produziert war, musste verbaut werden. Niemand war dazu bereit, einen Schritt zurückzugehen und das Ganze zu reflektieren. Und das, obwohl Beispiele alternativen Umgangs mit industriellem Bauen aus anderen Ländern bekannt waren. In der DDR war niemand bereit, die Technologie zu prüfen und zu sagen: Wir schauen jetzt, ob man flexibler arbeiten kann. Es wäre möglich gewesen, wenn man sich vom starren, sturen Raster entfernt hätte.

ANNA REINDL **Aber man konnte sich über die Alternativen aus anderen Ländern informieren. Die Beispiele waren allen bekannt, oder?**

Wir hatten in Weimar eine ziemlich gute Bibliothek mit einem relativ großen Schatz an internationalen Zeitschriften und Büchern.

ANNA MAGDALENA PAUL **Gab es ein sozialistisches Bruderland, in dem es besser funktioniert hat, in dem es besseren Wohnungsbau gab?**

Da fällt mir gerade kein gutes Beispiel ein.

ANNA MAGDALENA PAUL **Das bedeutet, Ihre Vorbilder kamen hauptsächlich aus dem Westen?**

Ja.

ANNA REINDL **Wir müssen leider langsam zum Schluss kommen. Ich habe allerdings noch zwei Fragen an Sie. Sie haben regelmäßig Ausstellungen organisiert – im Mai 1990 die Ausstellung *Schritt für Schritt. Behutsame Stadterneuerung in Leipzig*²⁶ in der Hochschule für Grafik und Buchkunst und im November 1990 die Ausstellung *Pro Leipzig*²⁷ –, bestimmt mit der Absicht, die Bürger zu informieren und miteinander zu verbinden. Hat das funktioniert? Wie war die Resonanz?**

Ich denke schon. *Schritt für Schritt* war eine Wanderausstellung von S.T.E.R.N. Berlin²⁸. Wir haben sie nach Leipzig geholt, um zu zeigen, was in anderen Städten passiert beziehungsweise passiert ist. Wir haben einen eigenen Leipzig-Teil entwickelt, der zum größten Teil von Leuten aus der Initiative Leipziger Architekten und einigen Künstlern gestaltet wurde. In der Hochschule für Grafik und Buchkunst haben wir den Grundriss der Innenstadt ausgestellt – in vergrößerter Form, so dass man darin herumtrampeln konnte. Darin haben wir Standorte hervorgehoben, die uns wichtig waren. In der Ausstellung wollten wir Projekte wie *Neue Ufer*²⁹, also die Flussöffnungen entlang des Promenadenrings, oder einen Entwurf für den Strohsack vorstellen. Dafür haben wir Tafeln angefertigt.

ANNA REINDL **Ich habe gerade gesehen, dass Sie auch Ihren Entwurf für den Ideenwettbewerb 1988³⁰ mitgebracht haben.**



Plakat zur Ausstellung *Pro Leipzig – Ansätze zur Behutsamen Stadterneuerung*, Gestaltung Heinz-Jürgen Böhme und Detlef Liefertz, 1990

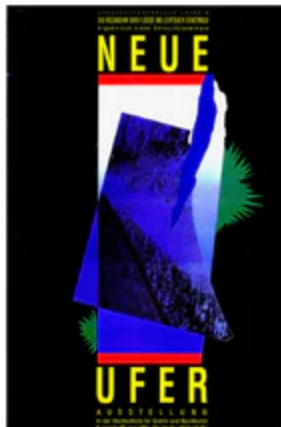
Ja, den habe ich dabei. Den kennen Sie ja vielleicht schon. Man sieht hier die Strukturen von damals, also das Alte, das Neue und unseren Vorschlag dazu.

ARNOLD BARTETZKY **Das ist Euer Vorschlag und, so sagt man, damals der radikalste Entwurf gewesen – der Revolvolver-Entwurf.**

Keine Ahnung.

ARNOLD BARTETZKY **Wir wissen ja schon aus den früheren Gesprächen und aus unseren Vorbereitungen, dass alle teilnehmenden Kollektive auf eine weltgehende Wiederherstellung des historischen Stadtgrundrisses setzten – allerdings nicht immer mit kleinteiligen Strukturen. Teilweise waren das ziemliche Schlachtschiffe, die wir gesehen haben. Ihr habt dagegen durchgehend eine parzellenweise Bebauung vorgesehene. Dabei wart ihr die Einzigen, die das so radikal gedacht haben.**

Ja, wir haben schon versucht, die alte Stadtstruktur wiederzubeleben, wobei die einzelnen Bebauungen auf den Parzellen schon teilweise Großstrukturen waren. Insgesamt ging



Plakat zur Ausstellung *Neue Ufer. Gestaltung Heinz-Jürgen Böhme und Detlef Liefertz*, 1991

es uns aber darum, die Struktur der Altstadt zu rekonstruieren und die Baufluchten wiederherzustellen.

ARNOLD BARTETZKY **Wie geht es Dir denn heute, wenn Du Gebäude wie die Galeria Kaufhof oder die Höfe am Brühl³¹ siehst?**

Die Höfe am Brühl halte ich für nicht gelungen.

ARIANE BEUTLING **Und die Bebauung in Connewitz? Dort wurde ja auch wild durcheinander gebaut.**

Ja, aber dort ist trotzdem eine Vielfalt entstanden. Ich weiß nicht, ob es immer gut ist, sozialen Wohnungsbau mit Einfamilienhäusern zu kombinieren. Aber ich habe das Gefühl, dass es der früheren Bebauung ähnlich ist, denn damals gab es auch alles, von großen Mietshäusern an den Rändern bis hin zu den kleinteiligen Strukturen im Inneren. Das bringt eine gewisse Urbanität mit sich. Aber bei den Höfen am Brühl war das, was dort früher stand, viel besser. Da hat es bei dem Wettbewerb auch viel interessantere Lösungen gegeben als der realisierte Entwurf. Die Umsetzung hat mit dem, was da einmal war, gar nichts zu tun.

unterschiedliche Aspekte planerisch zu bewältigen. Alles war vorhanden. So konnte man Entscheidungen, die anstanden, innerhalb des Büros mit der Montagsgrunde »Leitungssitzung« treffen. Das ist etwas, das meinen Mitarbeitern nach der Wende maßlos auf die Füße gefallen ist. Dass das, was wir bis dahin sehr konzentriert abarbeiten konnten, von da an ein halbes Jahr brauchte, weil aus dem Büro mehrere Ämter gebildet wurden. Ein Thema ging dann in die Ämterunde und bis es überall abgezeichnet war, brauchte es ein halbes Jahr. Es war eine völlig andere Ablaufsituation, weswegen ich heilfroh bin, dass ich nach der Wende und der Staatssekretärszeit nicht mehr ins Büro zurückgegangen bin. Das sind gewaltige Unterschiede. Auch in meinem Verständnis.

JEWGENIA BARNERT **Wie verlief denn die Zusammenarbeit zwischen Baukombinat und Stadtplanungsbüro?**

Das Verhältnis war freundschaftlich. Aber natürlich waren wir alle Individuen. Im Büro für Stadtplanung beim Rat der Stadt Rostock saßen gute Fachleute: Wolfgang Urbanski und Rolf Lasch waren DDR-weit ausgewiesene Fachkollegen, die Anerkennung genossen und beide auf Professorenstellen saßen. Lasch und Urbanski konnten von Anfang an gut miteinander umgehen, und das hat sich auf den gesamten Personalbereich innerhalb und auch außerhalb des Büros übertragen. Das muss ich einfach so sagen. Dem Büro gegenüber war das Wohnungsbaukombinat¹². Dort gab es drei konkurrierende Hauptarchitekten mit eigenen Produktionsbereichen: Kurt Tauscher¹³, Erich Kaufmann¹⁴ und Peter Baumbach¹⁵. Sobald Aufträge ins Wohnungsbaukombinat kamen, versuchte jeder von ihnen nachzuweisen, dass er der Beste dafür wäre. Sie haben zwar miteinander gesoffen und alles Mögliche miteinander gemacht, aber sie haben sich bis zum Ende gegenseitig mit fachlichen Leistungen gekitzelt, hochgenommen und gelegentlich auch niedergemacht. Darin waren sie alle drei Meister. Wenn wir im Büro die Planung eines neuen Wohngebiets begannen – wir haben ja wirklich alle zwei bis drei Jahre so ein neues Projekt bearbeiten müssen –, haben wir immer auf die Konkurrenz der drei Hauptarchitekten gesetzt und ihren internen Wettbewerb im positiven Sinne ausgenutzt. Und sie waren bereit mitzuspielen, damit sich das neue Wohngebiet anders darstellt, als das, was vorher gebaut worden ist. Ein Beispiel ist Evershagen¹⁶. Während Lütten Klein noch von schlichtem Zeilenbau geprägt war, tendierte man in Evershagen zu Großwohneinheiten und der euphorischen Vorstellung von 80 Prozent vielgeschossigen Wohnbauten. Diese waren etwa 40 Prozent

teurer als die Fünfgeschossiger. Als die Planung feststand, die Leitungen schon gelegt und die Straßen gebaut waren, erliefte uns der Umschwung: »Das können wir uns überhaupt nicht leisten.« Wir sollten also das Verhältnis umdrehen. Die gleiche Anzahl an Wohnungen mit 80 Prozent Fünfgeschossern und 20 Prozent Vielgeschossern, aber auf der vorhandenen Infrastruktur. Sie können sich vorstellen, dass das eine sehr dramatische Phase in beiden Bereichen war, sowohl in der Stadtplanung als auch im Wohnungsbaukombinat. Aber es wurde gebaut.

ARNOLD BARTETZKY **Eine Frage zur institutionellen Struktur: Wenn du »wir« sagst, meinst du das Büro des Stadtarchitekten oder des Chefarchitekten von Rostock? Und dann hast du noch ein Büro für Stadtplanung erwähnt?**

Ein Büro des Chefarchitekten hat es bei uns nie gegeben, auch wenn wir einen Chefarchitekten hatten. Es hieß immer Büro für Stadtplanung. Entscheidend war, dass dieses Zusammenspiel funktionierte und wir auf die Konkurrenz der drei Architekten des Wohnungsbaukombinats setzen konnten. In Evershagen haben wir den »Kleinen Mäander« gebaut. Das heißt, wir haben uns von der Zeilenbauweise Lütten Kleins gelöst und eine technologische Lösung gefunden, um kleinräumige Ecken zu bauen, so dass geschlossene Quartiere möglich waren. Als nächstes Neubaugebiet kam dann Lichtenhagen¹⁷ mit dem »Großen Mäander« und dem Hauptgrünraum als zentraler Achse. Daraufhin machten wir den Sprung über die mittlere Verkehrsachse, also über die Autobahn und die S-Bahn, nach Schmarl¹⁸. Dort haben wir die Rundung gebaut. Danach kam Groß Klein¹⁹, wo wir den 45-Grad-Winkel als prägend etabliert haben. Wir – und damit meine ich immer das Team von Stadtplanern und Kombinatarchitekten – waren immer bemüht, der industriellen Plattenbauweise technologische Lösungen abzurufen, um einen Baukasten zu entwickeln. Diesen Baukasten versuchten wir dann in den weiteren Wohngebieten Dierkow²⁰ und Toitenwinkel²¹ einzusetzen. Wir wollten von der rein geometrisch geraden Bebauungsordnung wegkommen und Stadträume bauen. Das war ein sehr bewusster Weg.

ARNOLD BARTETZKY **Inwieweit hat das über die Grenzen des Bezirks Rostock hinaus Schule gemacht?**

Die anderen kamen gern vorbei und haben geguckt, wie es vorangeht. Die Entwicklung mit Grünau²² in Leipzig lief ja

parallel. Horst Siegel war mit Wolfgang Urbanski sehr gut befreundet und dementsprechend waren sie alle hier. Auch die Geraer mit Hans-Georg Tiedt²³, die Erfurter mit Walter Nitsch²⁴, die Hallenser mit Wulf Brandstädter²⁵ oder die Magdeburger mit Hanspeter Kirsch²⁶ und Siegfried Klügel²⁷. Also es war durchaus so, dass wir damals innerhalb unserer Berufsgruppe einen sehr intensiven Austausch pflegten und uns auch gegenseitig auf Exkursionen besuchten. Wir haben uns bei den anderen erkundigt, wie es läuft, zum Beispiel in Karl-Marx-Stadt beim Helbersdorfer Hang²⁸. In den Neubaugebieten Marzahn-Hellersdorf²⁹ in Berlin haben wir sogar an Wettbewerben teilgenommen und Variantenvergleiche mitgemacht.



Rostock, Zeilenbauweise in Lütten Klein, um 1975



Rostock, Vielgeschossiger in Evershagen mit Treppengiebel, um 1978

leider verloren gegangen. An dieser Stelle hatte ich keinen Erfolg. Eine ganze Reihe von Altbauten ist allerdings gehalten und die Neubauten sind zwischen den Ecken eingespannt worden.

LARS LOEBNER Dann möchte ich jetzt auf die Rolle der Zivilgesellschaft zu sprechen kommen. Inwieweit konnten, durften oder sollten die Planer auf die Nutzerbedürfnisse eingehen?

Es ist uns durchaus gelungen. Sie haben vorhin schon einmal nach meinen Kniffen gefragt – hier verhält es sich ähnlich. Wir waren schlau. Künstler hatten in der Gesellschaft einen großen Stellenwert. Also haben wir beispielsweise gesagt, dass wir für einige Künstler Atelierwohnungen benötigen – und Maisonettewohnungen mussten es sein. Auf diese Weise gelang es uns, sowohl an Brunos Warte als auch am Domplatz eine ganze Reihe von Atelierwohnungen und individuell geschnittenen Wohnungen zu realisieren. Die Grundrisse haben wir mit den zukünftigen Bewohnern besprochen und manchmal, durch die Einführung eines Rahmens und eines darüber liegenden wandartigen Trägers, ein größeres Wohnzimmer gemacht. So etwas war möglich. Große Verdienste sind außerdem einigen jungen Leuten anzurechnen, zum Beispiel dem Arbeitskreis Innenstadt²⁵. Sie sind schon zu DDR-Zeiten angeeckt und ecken noch heute an. Wir haben sie – ich sage jetzt ein hässliches Wort – benutzt, um mit ihnen zusammen etwas zu entwickeln. Sie haben eine Idee dann langsam – auch über Kirchenkreise – infiltriert und so dafür gesorgt, dass ein Haus erhalten blieb, das sicher abgerissen worden wäre. Es bestand durchaus ein Netzwerk. Wenn ich an die jungen Leute denke, denke ich zum Beispiel an Herrn Feig²⁶, der im Stadtparlament zwar nicht die helle Freude mit seinen Diskussionen auslöst, aber ein Mann ist, der sich wirklich für die Stadt Halle und eine gute Sache einsetzt. Ich habe jetzt die Umbenennung Herder-Schule zu Genscher-Schule²⁷ im Gedächtnis. Wie kann man denn eine Schule, die nach dem deutschen Herder benannt ist, durch Genscher-Schule ersetzen? Das ist doch einfach nicht nachvollziehbar!

LARS LOEBNER Jetzt kommen wir einmal auf die Wendezeit zu sprechen. In welcher Position waren Sie, als die Wende oder die Friedliche Revolution stattfand?

Dass es, gemessen an der Aufregung, der Anspannung und der hochgerüsteten Gesamtsituation in der DDR, so friedlich

gelaufen ist, ist für mich ein Wunder! Ich war zu dieser Zeit Stadtarchitekt, aber die Angriffe gegen mich hielten sich in Grenzen. Lediglich eine Reihe Übereiferer machte mir etwas Schwierigkeiten, weil wir damals im Graseweghaus²⁸ wohnten. Wir hatten dort eine Maisonettewohnung und uns wurde alles Mögliche unterstellt: Schwimmbad im Keller und so etwas. Glücklicherweise hatte ich die Sonderausstattungen, also ein zweites WC in meiner Wohnung, bezahlt. Das sind solche lächerlichen Kleinigkeiten, aber solche Unterstellungen wurden in den Wendenagen derartig hochgezogen, dass es schlimmste Folgen haben konnte. Ich war dann ja einer der wenigen Stadtarchitekten in der DDR, die – zumindest für ein Jahr – ganz und gar Amtsleiter eines Stadtplanungsamts waren. Nur ein Jahr, denn es hat eben Kräfte gegeben, die der Meinung waren: Diese Alten müssen weg. Das klingt jetzt ulkig, wenn ich das sage, aber ich teile diese Meinung. Es hat mir zwar nicht gepasst, denn ich war mit großer Freude Stadtarchitekt, aber die alte Mannschaft musste weg. Danach war die Stelle erst einmal ein Jahr lang nicht besetzt. Ich habe dann beobachtet, wie es sich entwickelte. Wenn ich an Elisabeth Merk²⁹ denke, die jetzt in München ist, mit der ich gute Verbindungen hatte und die in ihrer Position hier unglücklicherweise geradezu vergrault wurde; oder Josef Weber³⁰, der hier ebenfalls einmal eine Position innehatte und den ich auch für einen guten Mann hielt. Die Stadt Halle hatte sehr oft nicht die richtigen Leute in die Positionen gebracht, und diejenigen, die ein wenig das Haupt erhoben – daran hat sich von DDR-Zeiten bis heute nichts geändert –, wurden gleich von einem Haufen Mittelmäßiger umringt, die versuchten, es irgendwie zu nivellieren. Wir brauchten in Halle mehr große Köpfe.

LARS LOEBNER Was waren denn Ihre Erwartungen bezüglich der Wende? Hatten Sie Hoffnungen?

Die allergrößten! Herr Loebner, wenn ich das eben Gesagte noch einmal hören oder lesen sollte, werde ich bemerken, dass ich nun letzten Endes doch ein ganz glückliches und positives Bild der DDR-Zeit in Sachen Bauwesen, Städtebau und Architektur gemalt habe. Aber wir waren ja nun nicht blöde! Wir haben ja gesehen, was in der Stadt passiert. Ich sprach von einigen gelungenen Inseln – städtebaulich, architektonisch, hochbaulich –, aber insgesamt wäre unsere Stadt Halle verfallen. Und nicht nur unsere Stadt, sondern noch mehr in der DDR. Wir traten also mit sehr großen Erwartungen an die Wende heran. Wenn man jetzt die heutige Stadt Halle sieht und ehrlich ist, hat sich gewaltig etwas zum

Positiven verändert. Man muss auch einmal die guten Dinge anerkennen und nicht wissen, wo wir gelandet wären, wenn es die Wende nicht gegeben hätte.

LARS LOEBNER Was passierte nach dem Jahr als Stadtplanungsamtsleiter? Gingen Sie in den Ruhestand? Haben Sie selbst noch ein Büro oder Ähnliches geführt?

Nein, ich war dann Leitender Architekt beziehungsweise Mitaufbauer der Niederlassung der Philipp Holzmann AG³¹ in Halle. Ich wollte mich als Privatarchitekt aufturn, habe aber einen so verführerischen Vertrag von Philipp Holzmann bekommen, dass ich mich – auch in Abstimmung mit der gesamten Familie – dafür entschieden habe. Ich habe einen Haufen Geld verdient, aber einhundertprozentig glücklich war ich nicht, weil ich eben mit großer Freude das Amt des Stadtarchitekten ausgeübt hatte. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich während der Bürokratisierung dieser Institution glücklicher geworden wäre. Rumschlagerei mit der Bevölkerung, Flächennutzungsplan durchbringen, Aufstellungsabschluss, Paragraph 34 – all dieses Zeug! Da kommt man doch gar nicht dazu, eine Stadt zu gestalten und eine Vision umzusetzen! Das ist, bei allem Positiven, was die Wende gebracht hat, keine gute Entwicklung.

LARS LOEBNER Meine nächste Frage bezieht sich auf das eigene Erleben und die arbeitsbezogenen Veränderungen in technischer, ökonomischer und juristischer Sicht. Wie war die Wahrnehmung der Umstellung, auch in Bezug auf die westlichen Kollegen?

Wenn westliche Journalisten und Architekten nach Halle kamen, dann führte ich sie immer durch die Stadt. Dabei hatten wir das Vermögen, sie so zu führen, dass wir vorwiegend die guten Inseln gezeigt haben, so dass nicht selten der Eindruck entstand: So schlimm ist das nun gar nicht. Sie hatten gar nicht das richtige Bild. Immer wieder sagten sie uns: »Ihr hier, mit eurem Volkseigentum an Grund und Boden, wisst ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Bei uns schlägt man sich über Jahre mit Eigentümern rum, wenn man irgendwas machen möchte. Das habt ihr alles nicht. Es wird enteignet und fertig.« Ich möchte die Enteignung nicht verharmlosen, aber die heilige Kuh »Privateigentum« hat auch ihre Nachteile. Das ist eine Erfahrung, die ich habe gewinnen müssen.

LARS LOEBNER Wahrscheinlich haben Sie in der Rezeption der DDR-Architektur eine sehr exklusive Position

eingenommen. Da Sie mit einer anderen Herangehensweise und im innerstädtischen Bauen Ihre Meriten verdient haben, kann ich mir gut vorstellen, dass die Verschmähung des Plattenbaus im westdeutschen Feuilleton in der Nachwendzeit ein wenig an Ihnen vorbeigegangen ist. Oder war es doch ein Thema für Sie?

Nein, das war glücklicherweise kein Thema. Es gab damals einen Architekturpapst von der ZEIT, Manfred Sack³² war sein Name. Vor zehn oder zwanzig Jahren war er der Mann der Architekturkritik. Ihn habe ich hier in Halle kennengelernt und er hat einen überaus positiven Beitrag geschrieben. Wenn Sack nun einen großen Beitrag in der ZEIT schrieb, wurde das gelesen und registriert. Um konkret auf Ihre Frage zu antworten: Ich hatte diesbezüglich keine Probleme und habe die Architekten, die zu Besuch waren, zu mir nach Hause eingeladen, auch zu DDR-Zeiten. Im Anschluss hat mich auch keiner von der Staatssicherheit angesprochen und nachgehakt. Letzten Endes wundert man sich, wenn man heute über die furchtbare Verflechtung der Staatssicherheit liest und die Mechanismen erkennt, was in der kleinen DDR alles möglich war. Ich möchte nicht verharmlosen. Man läuft ja immer Gefahr, wenn man so etwas sagt, dass gleich gerufen wird: Der wünscht sich wohl die DDR zurück! Die wünsche ich mir in keiner Weise zurück, aber zu oft wird eben ein Rundumschlag getan und gesagt, es sei alles belämmert gewesen, doch so war es nicht. Wir hatten schöne Stunden und gelacht haben wir auch.

LARS LOEBNER Mir brauchen Sie das nicht zu sagen. Ich bin schließlich auch 19 Jahre in der DDR aufgewachsen und habe bei einem Baukombinat meine Lehre gemacht. Ich habe auch eine besondere Beziehung zum Thema Plattenbau und meine ersten vier Jahre in so einem Bau verbracht, der vermutlich in Bälde unter Denkmalschutz gestellt wird.

Ach, das ist ja ein Ding. In welcher Stadt?

LARS LOEBNER Berlin. – Noch einmal zurück zum letzten Punkt des Interviews. Die letzte Frage zielt auf eine kritische Reflexion, einen Rückblick auf das eigene fachliche Wirken ab. Können Sie noch einmal in kurzen Sätzen resümieren?

Selbstverständlich hat man, wenn man als älterer Mensch zurückblickt, hier oder da den Eindruck, man hätte sich mehr